

Korn, Salomon: Die fragile Grundlage. Auf der Suche nach der deutsch-jüdischen „Normalität“. Mit einem Geleitwort von Joschka Fischer. Philo Verlag: Berlin, Wien 2004. 237 S.

Der Präsident der Jüdischen Gemeinde in Frankfurt am Main und Vizepräsident des Zentralrates der Juden in Deutschland legt mit diesem Buch eine beeindruckende Sammlung von Beiträgen vor, die er in den vergangenen Jahren veröffentlicht hat: kürzere und längere Artikel, Interviews, Ansprachen und Notizen, Einmischungen. Wie kaum ein anderer offizieller Repräsentant der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland erweist sich auch diesmal seine intellektuelle Brillanz, die sich mit sprachlicher Treffsicherheit und persönlicher Bescheidenheit paart.

Mit „anschwellender Empörung“ fragt Joschka Fischer in seinem Geleitwort nach den Gründen, warum noch immer in vielen „deutschen“ Köpfen zwischen Deutschen und Juden unterschieden werde, und gibt selbst die Antwort: Es ist das „Gift des Antisemitismus“. Ja, möchte man antworten, doch es ist wohl etwas komplizierter, denn viele Juden wagen ihrerseits aus guten Gründen nicht das offene Bekenntnis zu Deutschland, weil die Vergangenheit nach wie vor nicht vergehen will. Der 1943 in Polen geborene Salomon Korn ist da realistischer, wenn er zur Geduld mahnt und bis zum Einzug der „Normalität“ eine Spanne von hundert Jahren gelten lassen will.

Diese Nüchternheit des Blicks dürfte darauf zurückzuführen sein, dass sich Korn keine gegenwartsbezogenen Spekulationen leisten möchte, die seiner Ausbildung widersprechen würden. Der mit der Planung von Baukörpern und Innenräumen befasste Architekt, der zugleich über ein profiliertes Wissen in den Bereichen Philosophie, Literatur und Geschichte verfügt, siegt über den Publizisten in ihm. Die heute in Deutschland lebenden Juden, schreibt er – und hinzuzufügen wäre: die überwiegend Überlebende des Holocaust aus Osteuropa sind –, können das frühere deutsche Judentum nicht ersetzen. Doch die Vorstellung vom „Paradies in der Ferne“ – die Auswanderung in die USA oder nach Israel – hat er persönlich fallengelassen. „Ich weiß nicht, wohin der Weg die folgenden Generationen führen wird, ich kann nur sagen, jetzt ist hier mein Zuhause.“ Wer ein Haus baut, will bleiben, wiederholte er die Botschaft anlässlich der Eröffnung des neuen Gemeindezentrums in Frankfurt 1986.

Aber auch die Irritationen gehören zum Alltag. Zu ihnen gehört der Beifall für Martin Walser bei der Entgegennahme des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels in der Frankfurter Paulskirche im Oktober 1998 – nach den Worten Korn ein „Befreiungsschlag“, der an die Stelle der kollektiven Analyse über die Ursachen der NS-Verbrechen den privaten Seelenfrieden setzte. Oder die Affäre um die Präsentation der „Flick-Collection“ in Berlin 2004: „Sie hatten“, schrieb Korn an den Erben Friedrich Christian Flick, „über ein Vierteljahrhundert ausreichend Zeit und Gelegenheit, die Zwangs- und Sklavenarbeiter Ihres Großvaters – und sei es nur symbolisch – zu entschädigen.“ Es gibt keinen harmlosen Antisemitismus und keine harmlose Fremdenfeindlichkeit.

Neben diesen ersten Worten räumt Korn aber auch dem Humor Platz ein, etwa wenn er über die Entstehung der jiddischen Version „Pinye Shtroykop“ des „Struwelpeter“ erzählt, dessen Autor Heinrich Hoffmann die judenfeindliche Stimmung im Frankfurt der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bedrückte, oder wenn er Max und Moritz – „Shmul un Shmerke“ – ihre Streiche im Shtetl treiben und nebenbei ihrem Autor Wilhelm Busch Gerechtigkeit widerfahren lässt. Was ist jüdische Kultur in Deutschland? fragt Korn. Er warnt davor, ihre Errungenschaften im Lichte der Shoah, also von ihrem Ende her, zu beurteilen, was leicht auf ihre Diskreditierung hinausläuft. Aus jüdisch-orthodoxer Sicht ist Kultur mit der Religion auf der Grundlage der öffentlichen Offenbarung gleichzusetzen. Alles anderes läuft, um den ehemaligen britischen Oberrabbiner Jonathan Sacks zu zitieren, auf eine „Adjektiv-Identität“ hinaus – „Anpassung, Fremdbestimmung, Maskerade, Legitimation“ schreibt Korn im Rückblick auf die deutschen Synagogen-Architektur des späten 19. Jahrhunderts. Folgerichtig habe sich die jüdische Kultur von ihrer Ursprungsdeutung gelöst und habe den weiten Charakter der allgemeinen Kultur angenommen: „ein im Ergebnis eingeständiges, [wenn auch] aus ursprünglich einander fremden Elementen entstandenes Kulturphänomen“. Der Autor äußert entschiedene Vorbehalte gegen Morphologien der Geschichte und neigt zur Strenge, gewiss auch aus der nachträglichen Kenntnis der Katastrophe.

Was zeichnet die Schriften von Salomon Korn aus? Es ist die unaufdringliche Selbstverständlichkeit, der Verzicht auf jede agitatorisch

Rastlosigkeit, die fehlschlagen muss. Korn lässt den Menschen, denen er begegnet ist, und jenen, denen er sich literarisch widmet, jene seltene Gerechtigkeit widerfahren, die der Autor mit einem jiddischen Ausspruch auf den Punkt bringt: „Jiddisch red' men nisch, es red' sech“ – Jiddisch redet man nicht, es spricht sich von selbst. Glückwunsch!

Reiner Bernstein